



# Lichtenberg Gesellschaft e.V.

[www.lichtenberg-gesellschaft.de](http://www.lichtenberg-gesellschaft.de)

Der folgende Text ist nur für den persönlichen, wissenschaftlichen und pädagogischen Gebrauch frei verfügbar. Jeder andere Gebrauch (insbesondere Nachdruck – auch auszugsweise – und Übersetzung) bedarf der Genehmigung der Herausgeber. Zugang zu dem Dokument und vollständige bibliographische Angaben unter tuprints, dem E-Publishing-Service der Technischen Universität Darmstadt: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – [tuprints@ulb.tu-darmstadt.de](mailto:tuprints@ulb.tu-darmstadt.de)

The following text is freely available for personal, scientific, and educational use only. Any other use – including translation and republication of the whole or part of the text – requires permission from the Lichtenberg Gesellschaft.

For access to the document and complete bibliographic information go to tuprints, E-Publishing-Service of Darmstadt Technical University: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – [tuprints@ulb.tu-darmstadt.de](mailto:tuprints@ulb.tu-darmstadt.de)

© 1987-2006 Lichtenberg Gesellschaft e.V.

---

Lichtenberg-Jahrbuch / herausgegeben im Auftrag der Lichtenberg Gesellschaft.

Erscheint jährlich.

Bis Heft 11/12 (1987) unter dem Titel: Photorin.

Jahrbuch 1988 bis 2006 Druck und Herstellung: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Druck und Verlag seit Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Alte Jahrbücher können preisgünstig bei der Lichtenberg Gesellschaft bestellt werden.

Lichtenberg-Jahrbuch / published on behalf of the Lichtenberg Gesellschaft.

Appears annually.

Until no. 11/12 (1987) under the title: Photorin.

Yearbooks 1988 to 2006 printed and produced at: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Printer and publisher since Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Old yearbooks can be purchased at reduced rates directly from the Lichtenberg Gesellschaft.

---

**Im Namen Georg Christoph Lichtenbergs (1742-1799) ist die Lichtenberg Gesellschaft ein interdisziplinäres Forum für die Begegnung von Literatur, Naturwissenschaften und Philosophie. Sie begrüßt Mitglieder aus dem In- und Ausland. Ihre Tätigkeit umfasst die Veranstaltung einer jährlichen Tagung. Mitglieder erhalten dieses Jahrbuch, ein Mitteilungsblatt und gelegentliche Sonderdrucke. Weitere Informationen und Beitrittsformular unter [www.lichtenberg-gesellschaft.de](http://www.lichtenberg-gesellschaft.de)**

**In the name of Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799) the Lichtenberg Gesellschaft provides an interdisciplinary forum for encounters with and among literature, natural science, and philosophy. It welcomes international members. Its activities include an annual conference. Members receive this yearbook, a newsletter and occasionally collectible prints. For further information and a membership form see [www.lichtenberg-gesellschaft.de](http://www.lichtenberg-gesellschaft.de)**

---

dert Jahre‘) wird das Buch mit Gewinn benutzen können (weniger der Leser Wilhelm Raabes, da auf die spezifischen braunschweig-wolfenbüttelschen Belange nur randständig eingegangen ist). Der Darstellungszeitraum reicht von der sogenannten ‚Hannoverschen Sukzession‘ 1714, also der Besteigung des britischen Königthrons durch den gerade erst zum Kurfürsten avancierten Welfenherzog (als Georg I.) bis zur Trennung der Personalunion infolge der unterschiedlichen Erbrechte Hannovers und Englands nach dem Tode Georgs IV. Vier Generationen englischer Könige also, doch muß der Verfasser selbstredend einigemal auf ältere Voraussetzungen zurück- und bis zur endgültigen Auflösung des Königreichs Hannover und dem Ende der Welfendynastie 1866/67 vorgreifen. Es geht vor allem darum, zugleich die komplizierte staatsrechtliche, soziale und wirtschaftliche Situation mit der kulturellen, militärischen und politischen Geschichte zusammen darzustellen – das ist dem Verfasser auf engstem Raum trefflich und vor allem ziemlich unparteiisch gelungen, sowohl was die britische wie die deutsche Seite der Betrachtung anbelangt. Denn wie man es dreht: Je nach ihrem Verhalten der einen oder anderen Seite gegenüber werden die welfischen Könige mal von der älteren deutschen (Georg III.), mal von der englischen (Georg II.) Geschichtsschreibung mit Mißtrauen, Abneigung, ja energischer Ablehnung bedacht. – Geleistet ist hier teils weniger, teils mehr als in dem bereits für diese Epoche vorhandenen vergleichbaren Buch von Reinhard Oberschelp („Politische Geschichte Niedersachsens 1714-1803“. 1983 – schon damals bei gleichem Umfang doppelt so teuer wie Königs’ Buch), das nur den Zeitraum bis 1803 behandelt: beide ergänzen sich in Darstellungsweise, Methode und mitgeteilten Fakten. – Königs’ knappe Abhandlung ist zuerst 1993 in englischer Sprache herausgekommen und wird bei Erscheinen vorliegender Anzeige bereits vergriffen sein – um so wünschenswerter wäre natürlich eine Neuauflage. Denn zu erinnern ist gegen dieses Buch kaum etwas (das Literaturverzeichnis ist ein wenig schlampig, das Register besonders bei der Ansetzung von Personennamen ziemlich regellos, man sehe einmal Franz von *Lothringen* und *Maria Theresia, Friedrich* von York und *Wilhelm August* von *Cumberland*, und nur wegen seines geringen Umfangs noch einigermaßen benutzbar – das ließe sich aber beides für eine neue Auflage sicher leicht berichtigen). U. J.

*Johann Christian Günther: Werke.*Hrsg. von Reiner Bölhoff. Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker Verlag 1998. 1596 S. DM 198,- (Preis für die Leinenausgabe).

Es gehörte für mich immer zu den Rätseln, wie das Fach Literaturwissenschaft sich mit den absonderlichsten Kleinmeistern abquälen kann, aber von dem sicher wichtigsten (weil bis auf Klopstock wirkungsmächtigsten, selbst Lichtenberg kennt ihn noch) Lyriker und geschicktesten Metriker zwischen Hofmannswaldau und Goethe bis heute keine in ihrer Textgestaltung nachvollziehbare Werkausgabe erarbeitet und zumal keine, die die mittlerweile schon ein bißchen entfernten Texte erläutert. Wer geglaubt hätte, daß das Werk dieses großen Dichters mit der sechsbändigen Ausgabe von Krämer, kurz vor dem II. Weltkrieg erschienen, korrekt vorliegen würde, der wurde bei jeder Prüfung des Textes anhand irgendwelcher frühern Drucke oder wissenschaftlicher Einzelpublikationen stark verunsichert. Krämer war nämlich infolge der Kriegswirren, denen auch das erste Manuskript seiner großen Günther-Biographie zum Opfer gefallen war, nicht in der Lage gewesen, den geplanten Band mit den textkritischen Nachweisen, dem Glossar und allfälligen Erläuterungen, fertigzu-

stellen (vielleicht fühlte er sich auch den argumentativen Schwierigkeiten seines Verfahrens einer zwar intelligenten und meines Erachtens treffsicheren, aber oft zutiefst subjektiven Konjunkturalkritik, die nach Häufigkeitsprinzip eine künstliche Individualorthographie des Dichters generiert hatte, gar nicht mehr gewachsen). Nach dem Krieg waren zwar noch der Text seiner Biographie erschienen, nicht einmal aber die Anmerkungen zu ihr, geschweige denn etwas zu seiner Gedichtausgabe. Wir verdanken dem Fleiß und der Findigkeit Reiner Bölhoffs, der schon seit einem Vierteljahrhundert durch seine Publikationen sich die Erforschung Günthers zur Herzenssache gemacht hat und das übrigens alles in entsagungsvoller Nebenstundenarbeit (nicht wie der Hochschulgelehrte hauptberuflich) neben einem anderen Beruf leistet, bereits die Fertigstellung jener gerade nach Verlust der schlesischen Quellen so überaus wichtigen Lebensbeschreibung. Nun hat Bölhoff, auch hier Krämers legitimer Erbe, endlich die lange angekündigten Ergebnisse seiner Arbeit vorgelegt; er versuchte, wenigstens eine Notausgabe herzustellen; nicht so sehr, um die Lücke zu schließen, sondern wohl doch eher, um den Übergang zu einer für die nächste Generation halbwegs gültigen weniger schmerzhaft spürbar zu machen.

Man mag dem Deutschen Klassiker-Verlag viel Böses nachsagen (siehe unten) – diese Ausgabe ist dagegen auch verlegerisch ein Opfer (denn wie viele Käufer mag sie wohl finden?) und ein Denkmal. Mit ihr liegen überhaupt zum allerersten Mal rund 40 Prozent des Werks von Günther in einer wenigstens überprüfbar, kritisch gesichteten Textausgabe vor. Der Apparat kann für sich beanspruchen, wenigstens in Teilen sogar, wenn auch anscheinend nicht immer perfekt, ein historisch-kritischer zu sein. In dieser Hinsicht ist die Ausgabe gewiß ein Meilenstein der Günther-Philologie: Der Text ist nach den besten Zeugen bearbeitet, im Wortlaut nicht modernisiert.

Ärgerlich ist aber die der ganzen Abteilung innerhalb der Klassiker-Bibliothek aufgenötigten typographischen Behandlung, und die kann man gar nicht oft genug monieren (wenn sie nebensächlich wäre, hätten die Herausgeber es ja anders machen können). Also die Frakturtype des 17. Jahrhunderts läßt sich nicht mehr setzen, weil derlei Bücher sich nicht mehr verkaufen, versichern die Verleger. So werden die Texte früherer Jahrhunderte in Antiqua übertragen, und dagegen läßt sich nichts einwenden: Wir lesen ja auch die Werke der Minnesänger nicht mehr in irgendwelchen spätmittelalterlichen Mönchskalligraphien. Was hat es dann aber für einen Sinn, Elemente der Frakturtype wie das e-Superskriptum der Fraktur beim Umlaut durch ein eben solches in der Antiqua wiederzugeben, da es dort doch Strichelchen sind? Ferner hält sich selbst bei kundigen Barockforschern hartnäckig der Aberglauben, daß die Virgel (/) ein besonderes Satzzeichen sei – in Wahrheit ist es nur das Komma der Frakturtype, wie sich leicht beweisen läßt, und so wird auch hier ausgerechnet durch diese künstliche Patina gerade bei den unsicherer überlieferten frühen Drucken eine größere Authentizität suggeriert (weil sie uns nämlich durch diese Künsteleien typographisch ferner gerückt sind) als in den nach handschriftlichen Zeugen wiedergegebenen Gedichten: In den Handschriften gibt es die Virgel nämlich gar nicht, dort sind es immer Kommata gewesen, und das e-superscriptum der Handschrift wird (wie üblich) mit dem modernen Strichelchen-Umlaut wiedergegeben, der ja aus dem kleinen deutschen -e- entstanden ist.

Aber das mögen Äußerlichkeiten sein, denen eine sehr genaue Sichtung der Zeugen und (nach meinen Stichproben) kompetente und zuverlässige Textherstellung durch den Herausgeber gegenübersteht. Die literaturkritischen Ausführungen und literaturhistorischen Kenntnisse des Herausgebers halten dagegen nicht sein kritisches Ni-

veau. Ich weiß zwar nicht, ob Preisendanz 1974 eine „diskursanalytische Beschreibung vorweggenommen“ hat (S. 924; er kann sich ja leider nicht mehr gegen derlei üble Nachrede zur Wehr setzen), aber auf keinen Fall haben die so bezeichneten Expektorationen („Erprobungen“ nennt sie Bölhoff) von Turk (1982) und Regener (1988) die „aktuellen Weiterungen des barocken, von Günther wörtlich genommen, bereits in der Schulzeit tief eingepprägten Grundsatzes, die Welt sei ein Theater, das Leben eine comédie humaine, der Mensch ein Darsteller vorgeprägter Rollen“ ‚geliefert‘. Für solche Einsichten bedarf es wahrlich nicht des obskurantischen Geschwafels einer neuen und doch bloß modischen Methode, das haben die alten Barockforscher in den zwanziger und siebziger Jahren schon gewußt und besser gesagt.

Die Ausgabe ist ein bißchen unübersichtlich angelegt und damit nicht gut zu benutzen; das Inhaltsverzeichnis hätte ruhig etwas detaillierter sein können, es gibt ein Verzeichnis der Textanfänge, aber nicht der -überschriften und schon gar kein Register der Gedichtempfänger, was bei dem starken Anteil der Gelegenheitsdichtung in Günthers Werk sehr nützlich wäre. Um die Siglen zu finden, muß man immer wieder die Seiten 929-935 überfliegen.

Nicht anders verhält es sich beim erläuternden Kommentar, den der Herausgeber in zwei Gruppen aufgeteilt hat: Die eine steht gleich (lemmatisiert) unter der Seite und soll eher Worterläuterungen bieten, die andere im Anhang, hinter der zu jedem Gedicht angebrachten Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte und den allfälligen Varianten. Man weiß aber nicht recht, worin eigentlich die Kriterien für diese Zweiteilung zu suchen sind, denn auch notwendige Worterläuterungen finden sich im Anhang, umgekehrt Sacherläuterungen oder zum unmittelbaren Verständnis Unabdingbares bereits unter der Seite. Das ganze macht fast den Eindruck, als ob nach erfolgtem Umbruch dem Herausgeber noch Ergänzungen notwendig erschienen. Jedenfalls sind die Erläuterungen im Anhang viel genauer und sorgfältiger. Aber ist die Trennung vielleicht verzeihlich oder sogar wünschenswert, so darf Rezensent die gänzliche Unzulänglichkeit, ja Fehlerhaftigkeit der Worterläuterungen am Fuß der Textseiten nicht verschweigen. Ich glaube, es gibt keine Seite, auf der nicht ein schweres Versehen oder Mißverständnis steht. Ich greife die folgenden Beispiele beliebig heraus, auch um zu zeigen, wie schwierig die Aufgabe ist, die Bölhoff sich da vorgesetzt hat; meine Liste ist um einiges länger.

Die schlichteste Gruppe der Monita sind die mehr oder minder ausgedachten Worterläuterungen oder Erläuterungshilfen („Übersetzungen“ von Metaphern und Metonymien!), die er da gibt; meist kenntlich an einem einführenden „hier:“ (man vergleiche zum Beispiel nur S. 66. 67. 82. 85. 96. .... 349. 354. 358). Nur hätte Bölhoff ein bißchen weniger seiner Phantasie die Zügel lassen dürfen. Diese Art divinatorische Erläuterungen für jede Stelle neu verkennt eben doch, daß das Deutsche gewisse Gleichförmigkeiten hat, die nicht immer von den Dichtern außer Kraft gesetzt werden. Zudem ist der größte Teil der Erläuterungen am Fuß der Seite entweder überflüssig, weil es sich von selbst versteht, oder wiederholt sich so oft, daß man es in eine Liste der 50 bis 100 immer wiederkehrenden Vokabeln hätte tun können, oder drittens einfach falsch übersetzt. So ist (um nur ein paar Beispiele zu geben) S. 199 Huth Schutz, nicht Fürsorge; (S. 697) Violet nicht das Magisterkleid, sondern nur die Farbe der Philosophie (und damit metonymisch diese selbst); Folio ist kein Riesenformat, sondern nur das größte Buchformat, entstanden durch einfaches Brechen des Druckbogens, der dann 4 Seiten hat; Grind (S. 700) ist zwar auch der Schädel, aber (nach dem medizinischen Kontext und dem Hinweis auf die Laus) wie noch heute der Ausschlag, in dem

die „Laus“ (heute die Milbe) steckt. Witz ist nicht Verstand (das wäre *iudicium*, Witz ist *ingenium*), sondern die Fähigkeit, verborgene Ähnlichkeiten aufzudecken.

Die Probleme dieser Erläuterungen resultieren vor allem aus der uneigentlichen Verwendung eines Ausdrucks in Günthers Dichtungssprache; dazu abschließend noch ein paar Beispiele: S. 67 Z. 1332: „Macht daß ein Bettler uns gar öfters Schwager nennt“. Bölhoff: Schwager] Nebenbuhler. Nun begegnet der Ausdruck öfter bei Günther, zum Beispiel „und werd ich auch stündlich zum Schwager gemacht“ (S. 760 Z. 33). Aber da erläutert Bölhoff: Hahnrei. Die deutsche Vulgärsprache verwendet die Bezeichnung für einen angeheirateten Verwandten (also: Bruder der Ehefrau oder Mann der Schwester) noch heute in genau dem Sinn, den Günther meint („Lochbruder“ oder „Lochschwager“), gemeint ist Neben- oder Zweitmann; jeder andere „Übersetzungsversuch“ (zumal der zweite Bölhoffs!) führt ein bißchen in die Irre.

S. 67 Z. 1335 „Schafft eine Jungfer her!“ Bölhoff: Jungfer] unerfahrenes Mädchen. In der Tat, aber das ist mehr die Folge als die Eigenschaft, es geht wirklich um die Jungfräulichkeit, die (nach Günthers Meinung) nicht mehr existiert.

Dann sind ferner zu nennen die wort- beziehungsweise sachgeschichtlichen Ahnungslosigkeiten, die zu Fehlerläuterungen führten, zum Beispiel:

S. 185 Z. 89: „Das Glücke treibt mich jetzt aus meinem Vaterlande“. (Vaterland übergeht der Hrsg. hier zumindest ganz: Da wäre es für den heutigen Leser nötig gewesen zu sagen, daß Schlesien gemeint ist.) Bölhoff: Glücke] Schicksal. Das ist frei erfunden, verkennt vor allem die antike, noch das ganze Barockzeitalter bestimmende zyklische Geschichtsauffassung von der Fortuna und ihrem Glücksrad, das jeden, gleich welchen Standes er ist, hoch hebt und wieder tief herunter schleudert. (Und wortgeschichtlich: noch in dem Brief des Vaters an Günthers ersten Biographen wird es heißen, daß er „*faber suae sinistrae fortunae*“, Schmied seines eigenen linken Glücks: also Unglücks gewesen sei.) – S. 205: Z. 16: „So predigt ich auch dort die Wollust deiner Liebe“. Bölhoff: Wollust] (mystische) Seligkeit, Kraft. Das dürfte frei erfunden sein, ist so verknüpft fast falsch. Tatsache ist, daß erst im Übergang zum letzten Drittel des 18. Jahrhunderts (übrigens in einem sehr kurzen Zeitraum von ungefähr einem Jahrzehnt) das Wort die heutige Einschränkung auf den zumal pejorativen Sinn von sexueller Erregung bekommen hat; davor war es immer zumindest zweiwertig (S. 44 erläutert Bölhoff sogar: „Fröhlichkeit“!). Bedenkt man zudem, daß gerade auch die Mystik, auf die Bölhoff hier anspielt und deren poetischen Kräften Günther zutiefst verpflichtet war, die Vereinigung der Seele mit Jesus (die „*unio mystica*“) immer wieder in erotische und sexuelle Bilder gekleidet hat – man denke nur an die Wunden Christi-Mystik, wie sie etwa in Paul Gerhards „O Haupt voll Blut und Wunden“ noch heute gesungen wird, so wird eher deutlich, wie ambivalent diese Wollust hier zu verstehen ist. – Und schließlich gibt es reichlich Schnitzer aufgrund von mangelhaften Kenntnissen der historischen Grammatik: So ist S. 43 Z. 682 Schooß nicht bloß „(schles.)“ weiblich (umgekehrt finde ich die Übersetzung von „Pate: (schles.) Pfandleiher“ nicht in meinem Schlesischen Wörterbuch von Mitzka). Oder S. 202 Nr. 7 Z. 5: „Und wenn die Misgunst billt“. Bölhoff: billt] hackt, haut. Es ist zwar richtig (und Grimms Wörterbuch führt es auch), daß es ein Verbum dieser Bedeutung gibt. Aber das ist hier nicht gemeint (würde auch gar nicht gut passen), sondern das früher stark flektierte Verbum *bellen* (boll, gebollen; 3. Pers. Sing. Praes. „billt“); noch Goethe: „Er billt aus allen Kräften“, meldet das DWb 1, 1452.

Dennoch: Diese Ausgabe ist wichtig und wird hoffentlich die Günther-Forschung, um die es seit dem Jubiläum merkwürdig still geworden ist, neu beleben. U. J.